

Bischofssymposium in Chur

Vier Faktoren bestimmten das *II. Symposium europäischer Bischöfe in Chur*: das selbstgewählte Thema, die Anwesenheit von Priestergruppen aus Europa, die kommende Bischofssynode in Rom und eine bis ins Letzte aufmerksame Öffentlichkeit.

Das Thema: „Der Priester in Welt und Kirche von heute“ war vor zwei Jahren festgelegt worden. Damals bewegte es mehr die Amtskirche als die Öffentlichkeit. Inzwischen aber ist die Frage nach dem Priesterbild von morgen zum Thema eins aufgerückt. Theologische Spekulationen, krasse Reaktionen einzelnen Priester zu Zölibat und Gehorsam, wachsendes Selbstbewußtsein unter der Priesterschaft, der man andauernd „Rollenunsicherheiten“ nachgesagt hat und die spärlichen Antworten der Amtsträger auf die aufgeworfenen Fragen haben die Öffentlichkeit drinnen wie draußen hoch interessiert.

Die Priestergruppen, die schon in ihren Ländern durch energische Meinungsäußerungen von sich reden machten, waren zuvor in Löwen zusammengekommen, wo sie ein Vorprogramm überlegten für ihre eigene Tagung in der Altstadt von Chur. Niemandem war unbekannt, daß sie zur gleichen Zeit wie die Bischöfe in Chur tagen würden. Und da sie in ihrer Lage von Haus aus freigebiger sein können mit Informationen über ihre Gedanken, Vorstellungen und Forderungen zur Realität des Priesters von morgen, standen die Bischöfe für die Öffentlichkeit weitgehend schon in der Rolle der Antwortenden, bevor ihr Symposium begonnen hatte. Zudem wußte man, daß diese Priestergruppen am 17. Juni bereits allen Teilnehmern am Symposium die Bitte unterbreitet hatten, zu den bischöflichen Beratungen zugelassen zu werden.

Die Bischofssynode in Rom hatte schon Monate vorher zwielichtige Schatten vorausgeworfen. Was man von ihrer Vorbereitung hörte, hatte weder drinnen noch draußen viel Vertrauen erweckt. Die römische Politik der verdeckten Schüsseln und unbedruckten Speisekarten hatte mit dazu beigetragen, daß Kardinal Suenens' Interview zu einem Paukenschlag wurde. Auch die Reaktion darauf aus Rom trug nicht dazu bei, die Öffentlichkeit zu beruhigen. Diese spendete vielmehr, wo immer Suenens sich zeigte, vor oder in Chur, ostentativ Beifall für Mut vor Kuriensesseln. So verhärtete sich die Erwartung, das Symposium von Chur würde vielleicht doch mehr eine Strategiekonferenz für die kommende Bischofssynode als ein bloßer Meinungsvergleich zur Priesterfrage werden.

Eine Bischofsversammlung, die ein besseres Verhältnis zur öffentlichen Meinung gehabt hätte als die von Chur, hätte diese Fakten nicht ignorieren können. Offenbar aber haben die Bischöfe zu wenig Pius XII. beherzigt — er hatte bereits 1952 gesagt: die öffentliche Meinung sei auch in der Kirche eine wesentliche Voraussetzung für die Gesundheit ihres Organismus nicht anders als für die Gesellschaft von heute überhaupt —, noch war ihre europäische Versammlung in der Lage, auf Entwicklungen der öffentlichen Meinung selbständig zu reagieren. Denn das Permanenteste an dieser Versammlung ist das Ein-Mann-Sekretariat, das die verständliche Neigung hat, sich auf die pflichtgemäße Vorbereitung des nächsten Symposiums zu konzentrieren und sich auf „Nebendinge“ möglichst wenig einzulassen.

Eine eigene Meinungsbildung der europäischen Bischöfe ist eben erst in Gang gekommen. Sie sind mit Recht stolz darauf, daß sie nach so kurzer Zeit der Existenz des Symposiums in der Lage sind, ihre Meinungen offen und vorbehaltlos miteinander zu vergleichen. Da Europa aber von Portugal bis Polen und von Irland bis Ungarn und Malta reicht, ist dieser Meinungsvergleich vom Gefälle der Theologien, Mentalitäten und Traditionen noch mehr abhängig als der verwandte Prozeß unter den politischen Europäern, die sich ein Europaparlament geschaffen haben, das ebensowenig Beschlußvollmachten besitzt wie das Bischofssymposium. Beschlüsse, die für das katholische Europa wirksam werden sollen, müssen von den nationalen Bischofskonferenzen

gefaßt sein, von denen eine um die andere gefragt werden will, wenn die violetten Europäer in ihrem Symposium eine Anregung geboren haben. Der Stoßseufzer eines Bischofs in Chur „Lateinamerika, du hast es besser“ ist durchaus begreiflich. Es sieht auch so aus, als würde das in Europa noch lange Zeit brauchen, was in anderen Kontinenten allmählich schon zur Selbstverständlichkeit gehört.

Zwischen allzu viel Schwierigkeiten der Artikulation, einem Berg von Rücksichten und einer erwartungsvollen Öffentlichkeit eingeklemmt, konnte das Symposium von Chur keine selbständige Meinungsäußerung von sich geben. So stand am Schluß nur eine „*Erklärung des Sekretariates*“ mit den einleitenden Sätzen: „Auf Grund der Eigenart dieses Symposiums kann kein offizielles Communiqué erscheinen. Das Sekretariat gibt daher einfach einen Bericht über die Gespräche.“ In diesem Bericht wird darauf verwiesen, daß die Bischöfe drei Tage lang Gelegenheit hatten, miteinander „in aller Freiheit“ „sehr offene Kontakte“ zu pflegen und all das zu besprechen, was ihre Verantwortung als Hirten betrifft. Die Bischöfe wüßten sich „mehr und mehr“ solidarisch in der gleichen Erschütterung, die alle Menschen bewegt in einer Welt rascher Wandlung“. Der Bericht bezeichnet dann als Arbeitsthema die Situation der Priester, deren Probleme auch die der Bischöfe seien und die im Grunde, abgesehen von Akzentverschiebungen, überall ähnlich formuliert würden. Grundlage der Überlegungen der Bischöfe seien ihre pastoralen Erfahrungen sowie zahlreiche Untersuchungen gewesen, in denen ein deutlicher Wandel des Priesterbildes sichtbar werde. Es folgt dann ein Extrakt der sichtbar gewordenen Tendenzen: Der Priester muß neues Gleichgewicht finden. Ihn treibt die Sorge, mit der Welt in Tuchfühlung zu bleiben, die gegenwärtigen Seelsorgestrukturen zu überprüfen, politische, familiäre, gewerkschaftliche und berufliche Kontakte zu finden. Die pflichtmäßige Bindung von Zölibat und Priestertum werde von einer Minderheit abgelehnt. Der Priester begnüge sich nicht mehr damit, von der Autorität verstanden zu werden oder mit ihr im Dialog zu stehen, er verlange echte Mitverantwortung.

Insgesamt: Eine blasse Sammlung von Problemen, die in der Literatur schon weit vertiefter zur Kenntnis vieler gelangt und teilweise durch sehr reale Experimente von Priestern – in Übereinstimmung mit ihren Bischöfen oder auch ohne sie – ins Stadium vorläufiger Antworten getreten sind. So wirkt denn auch die Feststellung des „Ein-Mann-Berichtes“, die Probleme des priesterlichen Dienstes und Lebens seien präziser formuliert worden, eher wie ein Hinweis auf den eigenen Nachholbedarf in diesem Punkte, denn als Schritt nach vorn in der Sachdiskussion.

Aus den bischöflichen Überlegungen nennt der Bericht noch folgende Schwerpunkte: Bei allem Wandel ist am Amtspriestertum festzuhalten. Gemeinsam mit allen Gliedern des Gottesvolkes müssen Priester und Bischöfe überlegen, in welcher Weise das Priestertum in Übereinstimmung mit der kirchlichen Lehre auszuüben sei. Auf allen Gebieten der Wissenschaften und Theologie (!) müsse die Forschung über den Auftrag des heutigen Amtspriestertums angeregt, ermutigt und vertieft werden.

Gerade in diesem Punkt bestätigt der Bericht, was schon aus den verschlossenen Beratungsräumen nach außen gedrungen war: Den Bischöfen lagen zwar mancherlei Untersuchungen vor, die auf Grund von Befragungen im Priesterrat und ähnlichen Gremien zustande gekommen waren, aber keine wissenschaftlich fundierte, mit entsprechendem Kostenaufwand hieb- und stichfest durchgeführte Erhebung über den Problembestand und eine generell verbindliche Meinungsäußerung des europäischen Klerus. Das soll erst jetzt von den nationalen Bischofskonferenzen erbeten und von diesen, falls sie dem Wunsch des Symposiums entsprechen, beschlossen werden. Wenn solche wissenschaftliche Grundlagen des Problemstudiums der Priesterfrage auch nicht allein ausschlaggebend sind für den Ansatz zur Lösungssuche, so sind sie doch mitentscheidend genug für den Wert aller vorläufigen Aussagen, die zur Frage nach dem Priesterbild von morgen in Chur gemacht wurden. Solange es keine generell gültigen Erhebungen gibt, bleibt es gefährlich, von Minder-

heiten und Mehrheiten in dieser oder jener Frage zu sprechen und nach theologischer Festlegung des unverrückbar Bleibenden das Wandelbare aus den eigenen begrenzten Erfahrungen zu ermitteln und zu determinieren.

Eben diesen Eindruck aber mußte man in Chur gewinnen. Alle Aussagen, die dort über das Priestertum gemacht wurden, blieben auf der Ebene des Vorläufigen, des Nicht-zu-Ende-Überlegten sowohl im Theologischen wie hinsichtlich des äußeren Erscheinungsbildes des Priesters. Die Abscheidung dessen, was der Priester nicht ist, erschien oftmals klarer als der Kern, in dem das Priestertum der katholischen Kirche wurzelt. Die Umschreibungen näherten sich just da am ehesten dem vermuteten Zukunftsbild, wo aus dem Vertrauen in die Kraft des Hl. Geistes prophetische Aussagen gewagt wurden, die „offen für das Neue in Gott“ und bescheiden im Anspruch waren, heute schon viel über die Realität des Priesters von morgen zu wissen.

* * *

In dieser Weise sprach in Chur eigentlich nur der belgische *Kardinal-Primas Suenens*. Er hatte dabei nicht nur das Wenige und Entscheidende vor Augen, was im N. T. über das Priestertum ausgesagt ist, sondern ebenso sehr die vielfältigen Ausfächerungen priesterlichen Lebens, die man heute bereits vorfindet. Ohne sich für diese oder jene Priestergruppe einzusetzen, ließen sich in der öffentlichen Schlußansprache Suenens fast alle jene Priesterbilder unterbringen, die in avantgardistischen Gruppen, soweit sie am besonderen Priestertum festhalten, mehr oder minder rein und klar heute schon gelebt werden.

Nicht das Symposium sprach in Suenens. Mehrfach betonte er, wie sehr es sich um eine rein persönliche Meinungsäußerung handle. Aber eben diese bekommt von der europäischen Figur des Sprechers besonderes Gewicht: Das Priesterbild hat sich im Laufe der Zeit beträchtlich entwickelt. Seine Einförmigkeit ist verhältnismäßig jungen Datums. Sie wird von einem Teil des Klerus in Frage gestellt. Dafür gibt es triftige moralische, soziologische und theologische Gründe. Das entscheidende Kriterium für die Einschätzung der gegenwärtigen Situation kommt aus der Offenbarung Gottes. Das N. T. aber zeigt keinen Klerus als gesellschaftlichen Stand. Es sagt ausdrücklich, daß es nur einen Hohenpriester gibt: Christus. Alle Christen bilden ein priesterliches Volk. Das Amtspriestertum ist auf das Priestertum des Gottesvolkes ausgerichtet. Der Priester erscheint als einer, der dauernden Dienst für die Gemeinde annimmt. Auf Grund seiner Weihe von Christus gesendet, tut er den Dienst der Botschaftverkündigung und Belebung der Gemeinde, den Dienst der Leitung der Liturgie, den Dienst der Versöhnung wirklicher Sündenvergebung und den Dienst der pastoralen Sorge. Suenens vermutet, „daß es morgen unabdingbar verschiedene und vielfache Typen von Priestern und von Bischöfen geben wird, um den vielfachen Aufgaben einer Kirche zu entsprechen, die verschieden ist in ihrer Einheit und eins ist in ihrer Mannigfaltigkeit“.

Als Suenens gegen Schluß seiner Rede einen Brief von Professor Küng verlas, in dem bei aller äußeren Distanz zu den Priestergruppen doch deren Anliegen lapidar aufgegriffen werden, wurde offenbar, wo er die Reform des Priesterbildes von morgen sucht: eher bei denen, die der spanische Kardinalprimas, Tarancon, in seiner Rede zwar für unannehmbar hielt, weil sie nach seiner Meinung die Grundfragen in einem Ton und in einer „kirchlichen“ Auffassung stellen, die für ihn unakzeptabel sind, die er aber trotzdem als „providentiell“ bezeichnete, weil sie auch nach seiner Ansicht helfen, die Tiefe der Problematik richtig zu erfassen. Auch er warnte vor einer Simplifizierung des Problems und auch davor, „die eigenen Kriterien anderen aufzuzwingen ohne Mitarbeit und Mitverantwortung der Priester.“ Immobilismus könne man nicht akzeptieren, auch Uniformismus sei nicht am Platz. Die gegenwärtige Ausbildung des Klerus nannte er rückständig. Dementsprechend hielt er eine Anpassung der Ausbildung für unerlässlich. Für die viel kritisierten asketischen Methoden habe man noch keine bes-

seren gefunden. Als größte Gefahr für den Priester bezeichnete Tarancon die „affektive Einsamkeit“, der vor allem durch Ausbildung und Persönlichkeitsentfaltung entgegen- gewirkt werden müsse. Die Atmosphäre des Seminars sei dafür nicht immer günstig. Auch die Entscheidung zum Zölibat müsse nach seiner Meinung ganz bewußt und reflex getroffen werden. Die Krise der vergangenen Strukturen sei mit den vielen veralteten Organismen nicht zu überwinden.

Vieles von dem, was der Kardinalprimas formulierte, hat man als Stimme aus jenen westlichen Breiten Europas vermutlich weniger erwartet. Man stellte auch die Frage, ob der Priester in Spanien (und vielleicht auch in Italien, Polen und Ungarn) so, wie er im Durchschnitt erzogen worden ist, auch mitverantwortlich vollziehen kann, was da — auf mittlerer Linie der Reform — an eigener Umformung, an Teamarbeit und Umstrukturierung der Seelsorge in der Sicht auf das Volk Gottes von ihm gefordert wird.

Eine mittlere Linie der Reform hatte auch das öffentliche Eingangsreferat von Kardinal Döpfner über das Bleibende und Sich-Wandelnde im Priestertum der Kirche angesteuert. Zunächst die theologische Dimension: „Man sagt vielleicht, das Bleibende, das unveräußerliche Wesen.. sei am deutlichsten in lehramtlichen Äußerungen der Kirche, die ja die Offenbarung bewahre und auslege, festgehalten worden. Aber eben diese lehramtlichen Äußerungen, mögen sie auch Dogmen im strengen Sinne sein, bedürfen noch einmal der Interpretation.“ „Es sind immer geschichtlich bedingte Aussagen, in einer bestimmten zeit- und systemabhängigen Begrifflichkeit..“ „Die Aussagen des Trienter Konzils dürfen auf keinen Fall als das erschöpfende und für alle Zeiten adäquat formulierte Bild des Priesters verstanden werden. Vielmehr sehen wir aus einem... tieferen Verständnis von Schrift und Überlieferung... andere wichtige Gesichtspunkte, die zusammen mit den unverlierbaren Entscheidungen der Kirche aus früherer Zeit ein erweitertes Bild des Priesters abgeben, selbst wenn dieses in allen Dimensionen deutlich vor Augen liegt.“ Döpfner stellte dann fest, daß Bleibendes und Wandelbares sich nicht adäquat voneinander trennen lassen. Auch das theologische Verständnis des Priestertums sei einem gewissen Wandel unterworfen, auch unabhängig von geistesgeschichtlichen, gesellschaftlichen und pastoralen Wandlungen.

Manche Priester empfänden das allgemeine Priestertum als eine Abwertung ihres Amtes bis hinein in die Frage, ob man noch hauptamtliche Priester brauche. Im Amtspriestertum aber finde das Priestertum aller Gläubigen seine Mitte und Zusammenfassung, seine sakramental-wirksame Zeichenhaftigkeit. Im Amt des persönlich von Gott durch Christus Gerufenen, Erwählten, Beauftragten, Bevollmächtigten und Gesandten, sei das priesterliche Geheimnis der Kirche und des Gottesvolkes präsent, mitgemeint und sakramental wirksam. Zwischen dem Spannungsbereich des Ausgesondertseins und der Solidarität mit allen Menschen liege der „Beruf“ des Priesters. Eine reine Funktionalisierung dieses Berufes würde die Bedeutung der sakramentalen Weihe überhaupt aushöhlen, obwohl eine stärkere Funktionalisierung gegenüber dem früheren Status auch nach Döpfners Ansicht denkbar ist. Der „character indelebilis“, an dem festzuhalten sei, dürfe nicht im Sinn von metaphysischem Standesprivileg, Garantie und Befähigung verstanden werden. Auch gehe es nicht um die Frage, was nur der ordinierte Priester tun könne, sondern darum, welche notwendige Aufgabe er in der Gemeinde habe: den Dienst der Verkündigung, den Dienst der Versöhnung, den Dienst zum Aufbau des Leibes Christi, drei Ausfächerungen des einen priesterlichen Amtes.

Bei aller Offenheit in der Sache und Sprache leuchtete der Kardinal jedoch nirgends die Konturen des Wandelbaren und Unwandelbaren voll aus. Vermißt wurden bei Döpfner vor allem entscheidende Konkretisierungen der allgemeinen Grundsätze. Vermerkt wurde jedoch von allen, was er über den „gewissen Wandel auch des theologischen Verständnisses des Priestertums“ gesagt hatte. Und am Schluß des

Symposiums zog man Parallelen von diesem Punkt des Einleitungsvortrages von Döpfner zu Suenens Feststellung im Schlußvortrag über das, was alles im N. T. nicht festgelegt sei über den Priester.

Die theologische Bestandsaufnahme — so wurde in Chur bemängelt — ist auf dem II. Bischofssymposium nicht sehr viel vorangekommen. Die nachträglichen Äußerungen von bischöflichen Teilnehmern lassen allerdings erkennen, daß sie da anderer Meinung sind. Aber auch wer diese Meinung nicht teilt, wird von den Bischöfen nicht verlangen, was auch die Periti noch nicht zu aller Zufriedenheit bieten können. Vielleicht, so meinten Beobachter, hätte man die Periti in die Arena und die Bischöfe auf die Tribünen plazieren müssen. Jedenfalls dürften sie in der Vorbereitung des Symposiums kaum jene bedeutende Rolle gespielt haben, die sie beim Konzil innehatten in der Vorbereitung der Papiere für die Väter. Aber dieses violette Europa ist so sehr unterorganisiert und deshalb auch so sehr seinem Einmann-Sekretariat ausgeliefert, daß man systematische Planarbeit vor dem eigentlichen Spiel leider nicht erwarten kann.

. . .

Abgesehen von den Reden der Kardinäle Suenens und Döpfner interessierte sich die Öffentlichkeit deshalb auch am meisten für die schmalen Auszüge über die *Berichte der Sachverständigen*, die sich mit einer Umfrage in elf Ländern „über den Priester in der sich ändernden Welt“ und mit einer weiteren Umfrage über „Die Probleme des Klerus in der Kirche“ befaßten. Der zweite Bericht stammt vom Direktor des nationalen Sekretariats für den Klerus in Spanien, Echarren. Der erste Bericht vom Leiter des Europaseminars in Maastricht Dellepoort wurde in einigen Blättern als „aufsehenerregend“ wegen des „Mutes“ der Bischöfe gefeiert, denen man offenbar nicht zugetraut hatte, derartiges zu veröffentlichen. In beiden Fällen handelt es sich um Auszüge und für beide Umfragen gilt, was eingangs gesagt wurde: sie haben weder genügend breite Basis — was sind schon 350 befragte Priester in elf Ländern, selbst wenn sie „repräsentativ“ sein sollen (Dellepoort-Umfrage) — noch genügend wissenschaftliche Stringenz. Immerhin steht, mit solchen Vorbehalten genommen, manches Bemerkenswerte in beiden Berichten.

Nach den *Ausführungen des spanischen Sekretariates* will nach Meinung der Befragten der Priester eine Ausbildung haben, die ihm zugleich den Dialog mit dem Glauben der Väter und mit den Menschen unserer Zeit ermöglicht. Es werde vom Priester heute sehr viel verlangt, ohne daß man ihn für die heutigen Bedürfnisse genügend ausgerüstet habe. Die Überzeugung, die traditionellen Formen der Spiritualität entsprächen der Zeit kaum oder gar nicht, sei allgemein. Auch fehle die innere Verbindung zwischen Seelsorge und persönlicher Spiritualität. Dem Priester von heute mangle nicht selten persönliche Reife. In Gruppenarbeit wirke er aggressiv, empfindlich, extrem und frustriert. Die wichtigsten Gründe dafür seien: von der kirchlichen Autorität werde er als minderjährig behandelt, er habe zu ihr vorwiegend anonyme, formalistische und distanzierte Beziehungen. In der Disziplin gebe es für ihn zu viele, veraltete und unpassende Normen. Das kirchliche Strafrecht gilt als archaisch und unwirksam. So hält nach dieser Umfrage der junge Priester auch nicht viel von kirchlichen Vorschriften und fühlt sich überflüssig in seiner Arbeit.

Neben diesen persönlichen Aspekten werden folgende der kirchlichen Struktur erwähnt: Eine tiefgreifende Unsicherheit des Priesters über seine Funktion. Ist er ein Mensch wie jeder andere oder soll er weiterhin ein „Privilegierter“ sein? Er hat das Gefühl, einer Klasse zuzugehören die ihr Prestige verlor. Er fühlt sich in eine unwirksame, bürokratische, improvisierte und aktivistische Seelsorge eingespannt und hat wenig Zeit zur Entspannung. Auch hat er das Gefühl, daß seine Vorschläge nicht ankommen. In der Diözesanorganisation fühlt er sich abseits, weil er an den Entscheidungen nicht teilnehmen kann. Viele Strukturen bleiben für ihn auf dem

Papier. Viele verurteilen die kuriale Verwaltung, von der man verlangt, daß sie mehr im Dienste der Seelsorge stehe. Viele Strukturen werden gegenüber der Weltentwicklung als zu wenig dynamisch und flexibel empfunden. Es fehlt an Dialogmöglichkeit, Information und Wahrhaftigkeit. Niemand sollte nach der Meinung der Befragten fürderhin dem System geopfert werden. Der Aufbau der Diözese sollte mehr im Dienste der Gläubigen stehen. Ernennungen und Versetzungen sollten vom seelsorglichen und persönlichen Standpunkt aus gerechtfertigt sein, Streben nach „Karriere“, Bevorzugung und „Benefizien“ sollte ausgemerzt werden. Luxus, auch bloß scheinbarer, und wirtschaftliche Unausgeglichenheit unter den Priestern erregen Anstoß. In den Beziehungen des Priesters zum Bischof wird die Notwendigkeit persönlicher und ehrlicher Beziehung ebenso betont wie kollegiale Zusammenarbeit und positive Bewertung der Mitverantwortung.

Wollte man das hier entworfene kritische Gesamtbild generalisieren, würde sich sofort aus vielen Breiten Europas Widerspruch melden. Wollte man es aber leichten Herzens bagatellisieren, unterläge man gewiß einer gefährlichen Täuschung. Da nun diese Meinungen auf dem Konferenztisch gelegen sind, ist ihre wissenschaftliche Erhärtung oder Korrektur fällig.

Nicht anders verhält es sich mit dem *Dellepoort-Bericht*. Über das Priesterbild wird darin gesagt: die Priester aller Länder seien sich bewußt, wie ihre Bedeutung in der Einschätzung der Welt von heute abnimmt und sich ihre Rolle in der Gesellschaft ändert. Das traditionelle Bild des Priesters als Kuldiener verblaßt und scheint unfähig, Interesse und Achtung hervorzurufen. Dafür schwebt vielen Priestern der Mann vor, der in direktem Kontakt mit den Menschen, ihnen auf gleichem Niveau begegnen kann in Leben und Arbeit. Das neue Priesterbild bringt einerseits eine größere Annäherung zwischen Priestern und Laien, andererseits eine Entfremdung zwischen jüngerem und älterem Klerus. Die traditionelle Begründung des Zölibates aus theologischen Gründen kommt nicht mehr stark an. Als Charisma wird der Zölibat überall als ein wesentliches Element für die Kirche geschätzt. Jedermann will in diesem Sinn auch den Zölibat als Zeichen in der Kirche beibehalten. Dabei ist das stärkste Motiv das der Verfügbarkeit. Man schätzt den Zölibat in seinem funktionellen Charakter.

Die persönliche Haltung der Priester zum Zölibat hängt jedoch wesentlich zusammen mit der Grundauffassung über Kirche und Priesterbild. In den mehr traditionell geprägten Ländern bitten die Priester ihre Bischöfe, den Charismacharakter des Zölibates mehr zu betonen und die Kandidaten auf positivere Weise zum Zölibat hinzuführen. In anderen Ländern fordert man von den Bischöfen sofortige Initiativen für die freie Wahl des Zölibates sowie für die grundsätzliche Trennung von Zölibat und Priestertum. Alle fühlen sich mit dem Schicksal heiratender Priester verbunden und die Mehrheit der Befragten möchte auch gerne, daß diese Mitbrüder im kirchlichen Dienst behalten werden, wenn auch nicht im priesterlichen Amt. Die Spendung der Priesterweihe an verheiratete Männer wird als selbstverständlich betrachtet. Die Meinungen über ein nebenamtliches Presbyterat sind noch nicht klar ablesbar. Teils ist man überzeugt, daß die hauptamtlichen Priester eine Kerntruppe für die Leitung der Gemeinde bleiben sollen, teils denken viele, daß die Neubewertung der Rolle des Priesters in der Welt von heute es mit sich bringt, daß viele Priester auch einen weltlichen Beruf haben müssen.

Auch diese Umfrage beweist, daß die Priester engere Kontakte mit ihren Bischöfen wünschen. Auch für sie wäre in einigen konkreten Punkten eine weitere wissenschaftliche Umfrage wünschenswert.

. . .

Vergleicht man diese beiden Umfrageergebnisse mit dem, was die parallel in Churtagenden *europäischen Priestergruppen* zu den einzelnen Problemen formulierten, so

finden sich schon in der Situationsanalyse und in den Begründungen der Forderungen, die diese Gruppen erhoben, beachtliche Parallelen, Ergänzungen und Modifizierungen des Priesterbildes von heute, so wie es von den Priestern selbst gesehen wird. Angesichts der Unmöglichkeit, zu leben ohne sich um die Organisation der Gesellschaft zu kümmern, angesichts auch der Wirkungslosigkeit einer Nächstenliebe, die – so sagen diese Gruppen – die konkreten Bedingungen des Lebens ausläßt, angesichts ferner der Tatsache, daß die Verkündigung des Evangeliums ohne ernste und konkrete Liebe zu den Menschen unglaublich bleibt, ist der Priester verpflichtet, sich gegen die Ungerechtigkeit in der Welt zu engagieren. Die Gruppen beklagen daher das Schweigen und die Kompromisse der Kirche in diesen Punkten. Sie bekräftigen das Recht jedes Priesters, sich sowohl auf kulturellem und gewerkschaftlichem als auch auf politischem Gebiet zu betätigen. Entgegen dem herkömmlichen Einwand, der Priester sei der Mann aller, stellen sie fest: er sei der Mann, der allen das Evangelium vorlegt, das nie Neutralität ist, sondern Teilen, Teilnehmern, Gerechtigkeit und Befreiung bedeutet.

Sie beantragen, daß Priester hauptberuflich in anderen Berufen arbeiten können und die hauptamtlichen Priester verpflichtet werden, ihre Rolle und Situation neu zu überdenken. Die Bestellung hauptamtlicher Priester sollte nach ihrer Meinung nicht mehr ohne weiters die Regel sein. Im übrigen solle die Rolle des hauptamtlichen Seelsorgers auch nicht unbedingt von einem Priester übernommen werden. Die Gemeinden sollen selbst wählen, ob sie einen hauptamtlichen Gemeindevorsteher oder einen hauptamtlichen bzw. nebenamtlichen Priester wünschen. Man möchte die Priester ausgewählt sehen aus Menschen, die ihr Verantwortungsbewußtsein schon in den Spannungen des Lebens bewiesen haben und sich einfügen in das Leben der Menschen. Sie fordern zur Ausbildung und Weiterbildung eine umfassendere und intensivere theologische Auseinandersetzung mit den Gegenwartsproblemen in Forschung und Studium sowie eine stärkere Berücksichtigung der Human- und Sozialwissenschaften und ein wenigstens einjähriges Praktikum in den modernen Methoden der Massenkommunikation, Gesprächsführung, pastoralen Beratung usw. unter Anleitung und Kontrolle kompetenter Experten. Sie wollen eine klare Umschreibung und großzügige Verwirklichung des Rechtes auf Weiterbildung auch im kirchlichen Bereich. Sie wünschen Sicherung der nötigen Freiheit für verantwortliches Experiment, personelle und materielle Unterstützung freier Arbeitsgemeinschaften und Initiativgruppen und eine team-work-förderliche Personalplanung.

Zur Zölibatsfrage möchten sie, daß der Pflichtcharakter des Zölibates von den Bischofskonferenzen und anderen Versammlungen – die Synode eingeschlossen – amtlich aufgehoben werde. Sie bekunden die Solidarität zwischen verheirateten und unverheirateten Priestern. Sie streben an, daß in Beratung mit der örtlichen Glaubensgemeinschaft eine Weiterbeschäftigung von verheirateten Priestern in vollem Umfang gewährleistet wird. Sie wollen gemeinsam mit dem ganzen Volk Gottes eine neue Stellung des Priesters suchen, eine Stellung, aufgebaut auf der freien Wahl des Lebensstandes. Sie möchten außerdem, daß die Lösung der Zölibatsfrage nicht von Rom allein entschieden werde, sondern vom ganzen Volk Gottes in den territorialen Kirchen.

Gesellschaftliches Engagement, Arbeit, Zölibat Mitverantwortung – die Lösung all dieser Probleme ist für sie nur die nötige Voraussetzung des grundlegenden Problems: die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute. Diese Sendung komme nach ihrer Auffassung der gesamten priesterlichen Gemeinde zu, den Priestern und den Laien. Das Problem des Priesters könne daher auch nicht von dem der christlichen Gemeinde und deren Gegenwart in der heutigen Welt getrennt werden. Es sei notwendig, neue Formen menschlicher Gemeinschaft zu finden und zu beleben, aus denen der Priester hervorgehen soll. Verschiedene Gemeinden erfordern auch, so sagen sie, verschiedene Formen des Priestertums. Man könne dem Priester in theoretischer

Form keine spezifische Tätigkeit zuweisen. Seine konkrete menschliche Verwurzelung werde ihm das eigene Engagement zeigen.

Was hier ausgedrückt wird, ist – so man es vergleicht mit den Umfrageberichten – kaum die Meinung einer kleinen Gruppe, die heute nominell 3–4000 Priester in Europa zu den ihren zählt. Hier meldet sich eine Strahlergruppe, die – aufs Ganze ihrer Aussagen hin gesehen – auch solche Priester mitvertritt, die sich aus irgendwelchen Gründen nicht so exponieren wollen oder können, wie diese Gruppen es tun, teilweise – in Belgien, Holland, Deutschland – in Kontakt mit ihren Bischöfen; in anderen Ländern, wie Italien, Spanien, Frankreich u. ä. mit wenig oder gar keinem Kontakt zu den bestellten Hirten. Wer sie, wie der Kardinal-Primas von Toledo, „providentiell“ nennt als Hilfe für die tiefere Auslotung des Problems, ist nur einen kleinen Schritt davon entfernt, in ihnen auch jenes Ärgerliche aber Notwendige des Prophetischen zu sehen, das sich von jeher weniger mit der Ausdeutung der Zukunft als in der harten Auseinandersetzung mit einem nach ihrer Meinung verhärteten Volke Gottes (im A. T. wie im N. T.), d. h. im Protest bezeugt. Dieses Prophetische ist in der vorkonziliaren Kirche erheblich unterentwickelt gewesen. Vielleicht rührt es sich hier mehr als mancher Bischof in Chur aus seiner Position heraus annehmen konnte, weil er sie weder dort noch daheim reden, arbeiten, analysieren und handeln sah, und oft nur Schockierendes über sie hört.

Die Früchte, an denen man die falschen und die echten Propheten erkennen soll, stellen sich erfahrungsgemäß erst spät ein. Diese Früchte aber sind doch wohl weniger als man es gemeinhin tut, im persönlichen Verhalten der einzelnen, als im Wachstum von Glaube, Hoffnung und Liebe zu suchen, das ihr Wirken einbringt. Das war auch dem Berliner Kardinal Bengsch das einzige Kriterium für das, was sich an Neuem, Unvorhersehbarem, Gärendem, Undefinierbarem in der Kirche von heute tut. Seine Bemerkungen zur Lage kennzeichneten eine vornehme konservative Position, die dem Neuen nicht zuzubeln möchte, nur weil es neu ist, die im allzu leicht angenommenen Fortschritt Gefahr für die unabdingbaren Werte des Glaubens und des Christlichen sieht und – selbst halb hinter der Berliner Mauer lebend – andere Probleme als wichtiger empfindet denn die einer Revolutionierung des Priesters in der Kirche.

Eine wichtige Schlußfolgerung aus allem: reden sollte man miteinander, auch dann, wenn man sich gegenseitig nicht repräsentativ vorkommt und – wie die Bischöfe – tausend triftige Gründe hat, hinter verschlossenen Türen zu konferieren. Die Welt versteht alle diese Gründe nicht. Sie sieht nur: da sind zwei in einer Kirche, die sich Mitbrüder nennen und die – obwohl am gleichen Ort – zwar übereinander, aber nicht miteinander reden. Das hat den Bischöfen leider mehr geschadet, als ihnen jedes vorläufige Wort über die Priesterfrage vor den Öffentlichkeit unbeholfen, stammelnd gesprochen mit dem Bekenntnis: wir haben noch nicht den Stein der Weisen, schaden hätte können. Denn (frei nach Pius XII.): auch die Kirche ist ein Stück moderner Gesellschaft und braucht ihre öffentliche Meinung. Wo sie, „sei es durch Schuld der Hirten oder der Herde“, sich nicht entfalten kann, leidet sie Schaden oder wird gar krank.